

Georg Langenhorst

»Das Formulieren von Trostlosigkeit ist mein Trost«

Kann, darf, soll die Literatur das Trösten lehren?

In der Literatur des 20. Jahrhunderts ist Skepsis gegenüber Trosterwartungen weit verbreitet. Dennoch hat die Sehnsucht nach Hoffnung Spuren hinterlassen, denen nachgehen kann, wer lernen möchte zu trösten.

● Trösten¹ ist wohl eine der schwierigsten Aufgaben, vor der man als Mensch im Umgang mit anderen stehen kann. Denn wie soll das gehen, Leidenden beizustehen, ihnen in trostloser Zeit im Dasein Stütze zu sein, ihnen hilfreiche, aufbauende Worte anzubieten, die nicht gleich im Verdacht stehen, eher ver-trösten, verharmlosen, überdecken und ablenken zu wollen?

Gerade in den westlichen Gesellschaften der Gegenwart gibt es eine große Orientierungslosigkeit im Umgang mit Trauer. Alte Rituale haben sich aufgelöst, neue Formen haben sich kaum entwickelt. Traueranzeigen werden so immer häufiger zu Ausladungen, am Trauerprozess teilzunehmen: »Von Beileidsbesuchen am Grab bitten wir abzusehen.« Todesanzeigen werden mehr und mehr zu nachträglichen Informationen: »Die Beerdigung fand in aller Stille bzw. im engsten Familienkreis statt.«

Die nur knapp aufgerufene Tendenz ist eindeutig: Leid wird ausgeblendet, Trauer zurück-

gedrängt, anonymisiert und privatisiert. Leid-erfahrungen werden eher zum Anlass dafür, Abstand nach außen zu signalisieren als den Wunsch nach Beistand.

Der beschriebene Prozess wäre freilich fehlgedeutet, wenn man ihn als eindeutiges Indiz für eine zunehmende soziale Kälte in unserer Gesellschaft werten würde, als Anzeichen für soziale Gleichgültigkeit. Häufig handelt es sich schlicht um Hilflosigkeit, um Scheu, um die Angst etwas Falsches zu tun. Wie soll man sich denn verhalten? Was wünschen denn die Betroffenen selbst? Und was könnte wirklich trösten?

In diese Orientierungslosigkeit hinein legt sich der Gedanke nahe, Hilfe bei den SchriftstellerInnen zu suchen. Einerseits deshalb, weil die Dichtung »seit jeher zu den Quellen, aus denen Menschen Trost schöpfen«², gehört. Andererseits bedenkt niemand so feinfühlig wie die Literaten, was Sprache ausdrücken kann, wo sie schweigen, wo sie benennen muss, wo sie Sinnräume andeuten kann, ohne sie ausdeuten zu müssen. Ich möchte deshalb SchriftstellerInnen als Seismographen im Umgang mit Sprache zu Wort kommen lassen im Blick darauf, was sie zur Frage der Möglichkeit des Tröstens zu sagen haben.

Vom Trösten in der Krise zur Krise des Trostes

● Der Gedanke, dass eine der Hauptaufgaben von Literatur überhaupt das Spenden von Trost sei, findet sich vor allem in der klassischen christlichen Literatur, wie sie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts etwa von Rudolf Alexander Schröder, Jochen Klepper oder Gertrud von le Fort vertreten wurde. Am eindrücklichsten und für unsere erkenntnisleitende Fragestellung am interessantesten ist jedoch hier ein Blick auf Reinhold Schneider (1903-1958). Gerade Schneiders geistliche Sonette und seine religiös-meditativen Traktate wurden während der Nazibarbarei für unzählige Menschen zu den Trostschriften schlechthin. Was für ein Trost war das? Als Beispieltext³ wähle ich ein für Schneider in Form und Inhalt typisches Sonett, entstanden im Mai 1942, ein Jahr später in der Sammlung »Jetzt ist des Heiligen Zeit« gedruckt:

An die Mutter des Herrn

Wenn ohne Trost dahin die Seelen schwinden
Und deines Sohnes mächtig Wort verweht,
So lässt du unser zagendes Gebet
Und unsre Schmerzen eine Heimat finden.

Du bist die Mutter auch der Scheu'n und
Blinden,

Die nie zu dir und deinem Sohn gefleht;
Da durch ein Herz das Schwert der Liebe geht,
So muss es dich und deinen Sohn empfinden.

In tiefer Not wirst du Sein Reich erbauen;
Wenn sich Verlorne an die Mutter schmiegen,
Dann ist des Sohnes Herrlichkeit nicht fern.

Die Blinden dürfen gläubig aufwärts schauen,
Du wirst das Herz, das Antlitz übersiegen,
Und mit der Mutter finden wir den Herrn.

Der Katholik Schneider wendet sich in diesem Gedicht an die klassisch-katholische Trost-

instanz schlechthin, an Maria, an die *consolatrix afflictorum*, die Trösterin der Betrübten. Trostlosigkeit, gleich im ersten Vers als Thema und Grundzustand der Menschen in dieser Zeit benannt, weil das Wort Jesu – obgleich »mächtig« – »verweht«, wird in diesem Gedicht durch literarisch-religiösen Trost beantwortet. Deutlich wird hier der Zukunftsaspekt betont: Trost ist überhaupt nur deshalb denkbar, weil Heimat bei Jesus (durch seine Mutter) möglich wird, nicht schon ist. Zeit für Zweifel oder Raum für die Spuren eigener Erschütterung bleibt hier nicht. Durch ihre übergroße Liebe selbst zu denjenigen, die sich nicht gläubig an sie und ihren Sohn wenden, wird Maria das Reich Jesu »erbauen«, darauf setzt der Dichter ganz fest. Diese Zuversicht ist der Trost, den er spendet. Die Herrlichkeit Jesu – noch nicht da, aber eben in Maria auch »nicht fern« – wird am Ende den Menschen zuteil.

Bei Schneider verrät die gewählte lyrische Form viel über den gedanklichen Grundduktus. Die kunstvolle Gebundenheit, Stimmigkeit und Sicherheit der strengen Form von Metrum und

»geistige Überlebenslyrik«

Reim im Sonett steht bewusst als Gegenprogramm zum Chaos, zur Form- und Ordnungslosigkeit seiner Zeit. Schon die strukturgebundene Form des Sonetts trotz der scheinbar trostlosen Gegenwart. Schneiders Gedichte sind so in Form und Inhalt geistige Überlebenslyrik.

Außergewöhnlich und im Vergleich zu Schröder, Klepper oder le Fort einzigartig jedoch: Reinhold Schneider war sich der Zeit- und Situationsgebundenheit derartiger Werke bewusst. Sein Selbst- und Weltbild wird nach 1945 noch einmal tief erschüttert. In den biographisch-nachdenklichen Spätwerken Schneiders, »Verhüllter Tag« (1954) und »Winter in Wien« (1958), deu-

tet schon der Formwechsel den Gesinnungswechsel an: weg vom eng gefügten, strukturell völlig ausgefeilten und dadurch gerade jene gesuchte Sicherheit und Ordnung vorgebenden Korsett des Sonetts, hin zur fragmentarisch assoziativen, mosaikartigen, immer wieder ange-dachten und abgebrochenen Gedankenprosa.

Im Nachhinein sieht Schneider seine Rolle als Tröster in schwieriger Zeit äußerst selbstkritisch. Nun wird ihm klar, dass er in den Jahren 1939 bis 1945 die Rolle des Trösters bewusst angenommen, dass er mit seinen Texten eine Art spirituell-geistig-religiösen Sanitätärdienst abgeleistet hatte. »Ich war« – schreibt er in »Verhüllter Tag« – »in gewissem Sinne einberufen, endgültig abberufen vom literarischen Leben in die religiös-geschichtliche Existenz«⁴. Als die Welt zum »Verbandsplatz« wurde – so an gleichem

»Trostitexte als Verbandszeug«

Ort niedergeschrieben – da lieferte er mit seinen Trostitexten das Verbandszeug. Bei genauem Hinsehen erkennt man, dass sich Schneider seiner Rolle auch schon bewusst war, während seine Trostitexte entstanden. Am Ende seines Lebens sollte jedoch wieder der Zweifel stehen, die ungeklärte Suche, die Trostlosigkeit, vielleicht der tiefe Wunsch nach jenem Trost, den er selbst einst anderen gespendet hat.

Trostverweigerung

● Die Literatur der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts würde denn auch tatsächlich eher in jenem Zeichen stehen, das Schneider am Ende seines Lebens selbst prägte: der Trostverweigerung. Kaum ein poetologischer Reflexionsaufsatz im Bereich der deutschsprachigen Literatur ist so wirkmächtig geworden wie der Vortrag über

»Theaterprobleme«, den Friedrich Dürrenmatt (1921-1990) 1954 hielt⁵: scharfsichtig seine Zeitdeutung, prophetisch seine Voraussagen über die Weiterentwicklung der Literatur und treffsicher seine Stellungnahmen zu unserer Zentralfrage nach den Chancen und Grenzen des Tröstens in und durch Literatur. Dürrenmatt führt aus: »Trost in der Dichtung ist oft nur allzu billig, ehrlicher ist es wohl, den menschlichen Blickwinkel beizubehalten.«⁶

Warum die Absage an den »allzubilligen« Trost der Dichtung? Weil der menschliche Blickwinkel in unserer Zeit ausschließlich Chaos, Unordnung und Unübersichtlichkeit wahrnehmen kann. Trost wäre also nur von außerhalb möglich, von einer sozusagen über der Welt ruhenden Perspektive, jener quasi göttlichen Perspektive etwa, welche die christlichen Dichter stellvertretend in ihre Dichtung einbrachten. Dürrenmatt dazu kritisch: »Die Welt ist größer denn der Mensch, zwangsläufig nimmt sie so bedrohliche Züge an, die von einem Punkt außerhalb nicht bedrohlich wären, doch habe ich kein Recht und keine Fähigkeit, mich außerhalb zu stellen.«⁷

Trost ist Dürrenmatt zufolge in der Dichtung also deshalb nicht (mehr) möglich, weil der Dichter mitten in der »Wurstelei« unserer Jahrhunderte gefangen ist und keine Perspektive

»keine Perspektive von außen auf das Leben«

von außen auf das Leben einnehmen kann. Echter, »unbilliger« Trost würde aber gerade eine solche Außenperspektive als radikale Relativierung der binnenmenschlichen Maßstäbe erfordern.

Ist aber nicht schon das Schreiben an sich ein Trostversuch, ein Schritt zur Lebensbewältigung? Liegt nicht in der positiven literarischen Gestaltung und Formsetzung bereits eine Absa-

ge an Trostlosigkeit, Chaos und Verzweiflung? In einem Gespräch mit Heinz Ludwig Arnold aus dem Jahr 1976 geht er selbst auf diese mögliche Rückfrage ein. Überlasse er nicht den Leser oder Zuschauer seiner Werke einem letzten leeren Entsetzen und der Ratlosigkeit? Ja, entziehe er sich nicht allzu leicht der Verantwortung für mögliche Lösungen, tragfähige Antworten, hilfreiche Perspektiven und zukunftsfördernde Strategien? Darauf der Schweizer:

»Das Schlimmste, was ich mir vorstellen kann, ist, dass ich an einer Buchhandlung vorbeigehe und dort im Fenster ein Büchlein sehe mit dem Titel ›Trost bei Dürrenmatt‹. Dann muss ich sagen: Jetzt bin ich fertig. Literatur darf keinen Trost geben. Trost können andere Dinge geben. Literatur, glaube ich, darf nur beunruhigen. Ich darf nicht mehr geben, als ich geben kann. Wenn ich Trost hätte, könnte ich ihn geben. Was ist mein Trost? Womit tröste ich mich? Da muss ich etwas Entsetzliches sagen: Ich tröste mich nur mit Produktion; ich tröste mich nur, indem ich schreibe. (...) Also: Meine Produktion ist mein Trost, mein aktives Handeln, mein Mich-Ausdrücken, das Formulieren von Trostlosigkeit ist mein Trost.«⁸

Bemerkenswerte Sätze: Wer Trost bei ihm suche im Sinne einer Zusammenstellung all der womöglich »tröstenden« Auswahlzitate aus seinem Werk, der wird hier zurechtgewiesen. Gegen den Missbrauch solcher funktionalisierter Literaturhappchen steht für Dürrenmatt unbeirrbar fest: Literatur darf und kann keinen Trost spenden.

Und doch bleibt ein entscheidendes Dennoch: Im Aussprechen von Trostlosigkeit, im Benennen der Fehlentwicklungen der Menschheit, im unverstellten Aufzeigen der Nöte, Probleme und ungelösten Fragen, gerade darin liegt bereits Trost.

Trost durch Benennen der Trostlosigkeit

● Eine ganz ähnliche Position findet sich etwa zur gleichen Zeit, aber völlig unabhängig von der Gedankenführung Dürrenmatts, bei einer – gleichfalls evangelischen – großen Schriftstellerin sowohl im Bereich der eher theoretischen Reflexion als auch im Bereich der literarischen Umsetzung: bei Marie Luise Kaschnitz (1901-1974). Wie nur wenige andere Schriftsteller neben ihr hat sie immer wieder über Grenzen und Möglichkeiten des Be-Schreibbaren und ihre Rolle als Schriftstellerin nachgedacht. Am eindrücklichsten wohl in dem Gedicht »Nicht gesagt«⁹, das zuerst in ihrer Gedichtsammlung »Ein Wort weiter« von 1965 veröffentlicht wurde:

Nicht gesagt

Nicht gesagt

Was von der Sonne zu sagen gewesen wäre
Und vom Blitz nicht das einzig richtige
Geschweige denn von der Liebe.

Versuche. Gesuche. Misslungen
Ungenaue Beschreibung

Weggelassen das Morgenrot
Nicht gesprochen vom Sämann
Und nur am Rande vermerkt
Den Hahnenfuß und das Veilchen.

Euch nicht den Rücken gestärkt
Mit ewiger Seligkeit
Den Verfall nicht geleugnet
Und nicht die Verzweiflung

Den Teufel nicht an die Wand
Weil ich nicht an ihn glaube
Gott nicht gelobt
Aber wer bin ich dass

In diesem Gedicht wird die Absage an die Lyrikkonzeption von Schneider in Form und In-

halt deutlich. Kein Reim, kein regelmäßiges Metrum, keine gleichbleibende Strophik mehr – all das passt mit der neuen inhaltlichen Aussage nicht mehr zusammen. Kaschnitz lässt von vornherein erst gar nicht den Eindruck entstehen, in ihrer Sprache und mit ihren Gedichten Wirklichkeit fassen, formen und festhalten zu können, im Gegenteil: In dieser gebrochenen Form reflektiert sie darüber, was sie – immerhin eine

»kein Verfall in Zynismus«

der größten deutschsprachigen Lyrikerinnen des 20. Jahrhunderts – alles in ihren Dichtungen gerade nicht gesagt oder zumindest nicht gelungen in Sprache gekleidet hat. Naturerscheinungen hat sie nicht benannt: weder Sonne noch Blitz, weder Morgenrot noch Blumen. Und nicht einmal mit der literarischen Behandlung der Liebe – einem ihrer zentralen Themen – kann sie sich zufriedengeben. All das sind, so die zweite Strophe, lediglich im Grunde misslungene, ungenau bleibende »Versuche«.

Die beiden letzten Strophen des Gedichts weiten den Horizont auf einen dritten Bereich klassischer Literatur: die religiöse Dimension. Was freilich von der schriftstellerischen Versprachlichung von Naturphänomenen und der Liebe galt, gilt gerade auch hier, beschrieben in immer neuen Anläufen, Gegenläufen und Zurücknahmen. Nein, auch den Trost der »ewigen Seligkeit« konnte sie, die sehr wohl religiös bekennende evangelische Christin, mit ihren Werken nicht geben. Sie schrieb gerade keine religiöse »Sanitätslyrik« wie Reinhold Schneider. Nein, »Verfall« und »Verzweiflung« waren für sie zu augenfällig, um übersehen zu werden. Gerade dies waren die Themen, zu denen sie eben nicht schweigen konnte, über die sie schreiben musste, die zu benennen waren. Wie bei Dür-

renmatt: Im Benennen der Trostlosigkeiten allein liegt Trost.

Denn auch die im Anschluss an diese Erkenntnis durchaus denkbare Wende hat sie nicht mitgemacht: Keine Hinwendung zu Resignation, kein Verfall in Zynismus, sie hat auch den »Teufel nicht an die Wand« gemalt. Einerseits deshalb, weil sie schlicht nicht an ihn glaubt. Sicherlich andererseits aber auch, um nicht unangemessen und übertrieben eine falsche Drohbotschaft zu verkünden, die in ihrer Pauschalität von den tatsächlichen Ursachen ablenkt. Nicht den Teufel beschworen, aber eben auch nicht – und hiermit schließt das Gedicht – in Zuversicht und als Trost »Gott gelobt«. All das Aufgezählte, vor allem aber das mit Grund zum Schluss Genannte steht ihr nicht zu, bleibt »nicht gesagt«.

Konsequenterweise endet denn auch die Schlusszeile mitten im Sprachversuch: »Aber wer bin ich dass ...« Marie Luise Kaschnitz kann sich zurücknehmen, kann die weitergehende Erwartung nach Trost zurückweisen und lässt folgerichtig ihr poetologisches Reflexionsgedicht im offenen Schluss enden. Trost zu spenden ist ihr als Schriftstellerin nicht mehr möglich.

Trost als Sehnsuchts-Chiffre

- Gibt es Annäherungen an das Trösten jenseits dieser Absage, jenseits der Erkenntnis, dass das Aussagen von Trostlosigkeit paradoxerweise in sich selbst tröstlich sein kann? Einige Hinweise möchte ich versuchen. Zunächst führt uns der Weg noch einmal zurück zu Reinhold Schneider. In einem Rundfunkgespräch mit Gottfried Benn aus dem Jahre 1955 um die Frage: »Soll die Dichtung das Leben bessern?« hatte sich Schneider noch einmal zum Thema »Trost« als Aufgabe des christlichen Dichters geäußert. Benn hatte die

spannende Wechselrede eröffnet und die ihm gestellte Frage verneint. Nein, das Gedicht sei schlicht »monologisch«, und Dichtung »bessert nicht, aber sie tut etwas viel Entscheidenderes: Sie verändert«. ¹⁰

Schneider greift die Ausführungen Benns auf, deutet sie aber auf seinen eigenen Erfahrungshintergrund um: »Der christliche Dichter« müsse zunächst einmal »das Antlitz der Geschichte aushalten«, so schwer allein das schon sei. Und dann, resignativ und gewendet gegen den einstigen Trost-Optimismus: »Der christliche Dichter weiß, dass er der Welt in einem wesentlichen Grade nicht helfen kann.« Keine Hilfe, kaum Trost – was aber bleibt? Schneider greift zur Bildsprache: Vielleicht werde es dem christlichen Dichter gegeben, »den Menschen zu stellen für den Biß des himmlischen Jagdhundes, ihn

**»hoffen, dass ein anderer
es vollbringt«**

durch sein Wort so zu bewegen, dass er das Wort aus den Himmeln vernimmt«. Nein, so der Dichter noch einmal, »wir ändern nicht, wir hoffen, dass ein anderer es vollbringt«. ¹¹ Der Dichter könne also bestenfalls mit seinem Werk die Bedingung dafür schaffen, dass Menschen sich Gott öffnen und dass Gott selbst Hilfe und Lebensbesserung schenkt. Im Blick auf Trost heißt das: Nicht er selbst – der Mensch, der Dichter – kann trösten, nicht er selbst vollbringt religiösen Sanitätsdienst, er bereitet höchstens den Grund dafür, dass Gott selbst Trost spendet.

Von solcher Sehnsucht, dass Menschen den Trost-Rahmen schaffen können, den letztlich nur Gott füllen kann, sprechen – fast immer indirekt – auch literarische Texte aus unserer Gegenwart. Ich konzentriere mich auf einen Lyriker der mittleren Generation, in dessen Texten sich immer wieder vorsichtige und doch eindeutige Ausein-

andersetzungen mit der Gottesfrage finden: Michael Krüger. Krüger, Jahrgang 1943, ist eine der führenden Gestalten des deutschen Literaturbetriebs. Seine Gedichtbände der 90er-Jahre sind noch kaum entdeckte Fundgruben für Spuren neuer religiöser Rede im Bereich der Literatur.

Im bislang letzten Gedichtband Krügers, »Wettervorhersage« von 1998, führt der Autor – unter anderem – eine bereits in vorhergehenden Gedichtbänden vorbereitete Traditionslinie fort: In mehreren Abteilungen werden lyrisch verfasste »Reden« vorgestellt, perspektivische Gegenwartsspiegelungen aus Sicht unterschiedlichster Zeitgenossen, etwa »des Gärtners«, des »Schauspielers« oder des »Traurigen«. Neben ihnen kommt auch ein »evangelische Pfarrer« zu Wort und zwar wie folgt: ¹²

Rede des ev. Pfarrers

(lacht:)

Ach, wissen Sie,
auch ohne ihn
haben wir viel zu tun.
Manche in der Gemeinde
haben ihn schon vergessen.
Anderen fehlt er. Sehr.
War es besser mit ihm?
Der Trost drang tiefer,
und die Scham darüber,
geboren zu sein,
ließ sich leichter
verbergen.

Das monologische Gedicht setzt eine dialogische Struktur voraus. Die knappe Szenerie des Textes lässt auf die zuvor gestellte Frage eines Dialogpartners schließen, wie etwa: »Herr Pfarrer, was machen Sie eigentlich noch in der Kirche? Gott ist doch längst tot! Die Idee Gott überholt!« Oder so ähnlich. Das in der zweiten Zeile angedeutete Lachen des Pfarrers entpuppt sich so

als Lachen der Verlegenheit angesichts der nur erschließbaren vorausgegangenen Frage. Zunächst scheint er in seiner Entgegnung auch eher auszuweichen: Der Gemeindebetrieb läuft weiter, auch ohne Gott – unbenannt, aber als Bezugsgröße unverkennbar –, so scheint er überraschenderweise zuzugeben. Es gibt viel zu tun: die liturgische Routine, die sozialen Verpflichtungen, die Aktivitäten unterschiedlichster Gruppierungen. Tatsächlich ist Gott so für viele nicht einmal mehr Erinnerung.

Die zentrale Zeile des Gedichtes findet sich in der Mitte: Manchen fehlt »er«. Dann, durch die Setzung zwischen zwei Punkte herausgehoben: »Sehr«. Jetzt ändert sich der Ton, wird ernst, eingeleitet durch die wohl an sich selbst gerichtete Rückfrage: »War es besser mit ihm?« Zwei Aussagen markieren den Unterschied zwischen einem »Leben mit Gott« und einem »Leben ohne ihn«. Interessant, welche gewählt sind. Zunächst: »Der Trost drang tiefer« – ohne Gott ist die Welt trostloser. Dann schwerer verständlich: Die »Scham darüber, geboren zu sein, ließ sich leichter verbergen«.

Das Schlusswort »verbergen« liest sich leicht wie »ertragen«, ist aber so noch abgründiger. Was könnte damit gemeint sein? Liegt hier ein Reflex der lutherischen Rechtfertigungslehre vor, nach der jeder Mensch vor Gott durch seine Geburt als Sünder dasteht, ganz und gar angewiesen auf Gottes gnädiges Erbarmen? Das würde erklären, warum der Sprecher des Textes ein evangelischer Pfarrer ist. Oder liegt in dieser Geburtsscham ein Bewusstsein für strukturelle Sünde vor, der zu Folge wir Westeuropäer tief eingebunden sind in Schuldverstrickungen unserer Gesellschaft?

In jedem Fall wird deutlich, dass nach Meinung dieses Pfarrers ein Leben mit Gott mehr Trost bereitstellen konnte. So wird hier – zwischen den Zeilen – am Ende auf die Sehnsucht

verwiesen, der nur noch als abwesend erfahrbare Gott möge doch existieren. Die »größere Sehnsucht« nach tieferem Trost – sie wird hier nur ex negativo benannt.

Trostsehnsucht im lyrischen Gebet

● Noch einen Schritt weiter geht das letzte hier aufgeführte Gedicht. Es wurde 1995 von dem Schweizer evangelischen Dichterpfarrer Kurt Marti (* 1921) veröffentlicht. Marti ist ohne Zweifel der wichtigste und meistbeachtete Vertreter der christlichen Lyrik der Gegenwart. Im Jahre 1995 veröffentlichte er den Gedichtband: »gott gerneklein«. In christlichem Geist versucht Marti hier in einem Text seine Trosthoffnung in Versen auszudrücken¹³.

der tröster

träte doch
aus seinem dunkel
der tröster
hinaus ans licht!
nicht bräuchte
sein kommen
sein antlitz
sichtbar zu werden
ein hauch
der berührte
ein wahrhaftiger
tonfall genügte
uns: die – von falschen
tröstern genarrt –
aller tröstung
misstrauen
uns: die – trostlos
lebend und sterbend –
einander nicht
zu trösten vermögen

An die Traditionslinie der spezifisch evangelischen Trost-Rede anknüpfend kann der reformierte Pfarrer Kurt Marti in seinem lyrischen Text direkt vom Trost sprechen. Doch nicht in dogmatischer Lehrsprache, nicht in paränetischer Zusage, sondern in poetischer Hoffnungs- und Sehnsuchtsrede, im dichterischen Wunschgebet. Viele zuvor genannte Aspekte werden hier noch einmal angerissen: die Trostlosigkeit der Gegenwartsmenschen, das tiefe Tröstungsmisstrauen vieler Zeitgenossen angesichts nur all zu bekannter hohler Vertröstungen, die Unfähigkeit von Menschen einander trösten zu können, die gerade deshalb so drängende Tröstungssehnsucht.

All diese Topoi werden aufgerufen, um das Kommen »des Trösters« um so stärker herbeizusehen. Wer ist dieser Tröster? Er wird im Gedichttext zwar nicht eindeutig benannt, doch ist er im Kontext (»Hauch«, »Licht«, »Tonfall«) als der Tröster-Geist im Gefolge der Parakletsprüche des Johannesevangeliums erkennbar. Denn dies ist neben Maria, der Trösterin der Betrüben, die zweite göttliche Instanz, die traditionell um Trost angerufen wird: der Geist, der lehrt, stützt, herausruft.

Das Gedicht wird so zu einem lyrischen Sehnsuchtsgebet an den Geist als wahren und wirkmächtigen Tröster. Nicht um das endgültige Offenbarwerden dieses Tröster-Geists geht es

»erspüren, erahnen, erfühlen«

Marti dabei, sondern um ein sanftes Erspüren, Erahnen, Erfühlen seiner Wirkmächtigkeit. Ob ein solches Erspüren auch durch mitmenschlichen Kontakt möglich sein kann, bleibt offen. Das jedenfalls wäre Trost: vom Wirken des Tröstergeistes jetzt und hier einen Hauch erahnen können.

Schlussgedanken

● Kann man im Blick auf die Dichtung trösten lernen? Am Ende meiner Ausführungen wird deutlich, dass Trösten eine der schwierigsten Aufgaben bleibt. Auch im Blick auf die Literatur wird diese Aufgabe nicht leichter. Trotzdem: Dreierlei kann man vielleicht von ihr lernen.

Erstens: Die literarischen Texte warnen vor einer zu leichten, zu oberflächlichen, zu versöhnlichen, zu selbstsicheren Trostsprache. Die scharfe Absage an jegliche Trostmöglichkeit bei

»positive Aussagen über Trost – im Modus der Sehnsucht«

Dürrenmatt oder Kaschnitz, aber auch die Zurücknahme des zuvor gespendeten Trostes bei Schneider sind Warnschilder gegen allzu leichtfertige Trostfloskeln.

Zweitens: Dass im Benennen von Trostlosigkeit dennoch bereits selbst ein – schwacher – Trost liegen kann, wurde bei Dürrenmatt und Kaschnitz auch deutlich. Und sie sind darin in guter Gesellschaft: Manche alttestamentliche Psalmen sind ähnlich strukturiert. Wichtig also: Schon das klagende Benennen enthält in sich bereits Trost.

Und schließlich drittens: Positive Aussagen über Trost – durch alle Unmöglichkeiten und Warnfilter hindurch – bleiben möglich, aber wenn, dann nur im Modus der Sehnsucht, der Hoffnung gegen alle Hoffnung, im Verweis auf die letzte Trostmächtigkeit jener nie zu ergründenden, nie zu definierenden, nie zu begrenzenden Macht, von der gläubige Menschen hoffen, dass sie das Leben trägt: Gott.

- ¹ Vgl. dazu ausführlich mit weiteren Verweisen: Georg Langenhorst, Trösten lernen? Profil, Geschichte und Praxis von Trost als diakonischer Lehr- und Lernprozess, Ostfildern 2000.
- ² Gerd-Klaus Kaltenbrunner, Vorwort, in: ders. (Hg.), Das Geschäft der Tröster. Hoffnung zum halben Preis, Freiburg/Basel/Wien 1980, 16.
- ³ Reinhold Schneider, Gedichte. Gesammelte Werke Bd. 5, Frankfurt 1981, 89.
- ⁴ Ders., Gesammelte Werke Bd. 10. Die Zeit in uns: Zwei autobiographische Werke, hg. von Edwin Maria Landau, Frankfurt 1978, 140.
- ⁵ Friedrich Dürrenmatt, Theaterprobleme (1954), in: ders., Werkausgabe Bd. 24. Theater: Essays, Gedichte und Reden, Zürich 1985, 31-72, hier 62.
- ⁶ Ebd., 64.
- ⁷ Ebd., 63.
- ⁸ Friedrich Dürrenmatt, Die Entdeckung des Erzählens. Gespräche 1971-1980, hg. von Heinz Ludwig Arnold, Zürich 1996, 161f.
- ⁹ Marie Luise Kaschnitz, Gesammelte Werke Bd. V. Die Gedichte, hg. von Christian Büttrich/Norbert Miller, Frankfurt 1985, 397f.
- ¹⁰ Gottfried Benn, Soll die Dichtung das Leben bessern?, in: Reinhold Schneider, Dem lebendigen Geist. Gesammelte Werke Bd. 6, Frankfurt 1980, 267-276, hier 275 und 276.
- ¹¹ Reinhold Schneider, Soll die Dichtung das Leben bessern?, a.a.O., 277-289, hier 286 und 287.
- ¹² Michael Krüger, Wettervorhersage. Gedichte, Salzburg/Wien 1998, 58. vgl. dazu Georg Langenhorst, Gedichte zur Gottesfrage. Texte – Interpretationen – Methoden: Ein Werkbuch für Schule und Gemeinde, München 2003.
- ¹³ Kurt Marti, gott gerneklein. gedichte, Stuttgart 1995, 66.